

# Wer kann, sucht das schöne Leben auf Kosten anderer

Linke fürchten sie, Rechte loben sie – die geltende Marktwirtschaft. Beide übersehen, dass wir längst in einem Klüngelsystem leben



René Scheu

Wir lesen und hören es Tag für Tag: Die Marktwirtschaft hat versagt. Die Marktwirtschaft hat ein Legitimitätsproblem. Die Marktwirtschaft bedarf der staatlichen Korrektur. Während professionelle Umverteiler und Egalitaristen unsere Wirtschaftsordnung als ungerecht, unsozial und unsolidarisch brandmarken, bemühen sich die Spitzenvertreter der Wirtschaft massvoll um deren Ehrenrettung. Sie tun dies zumeist nach dem defensiven, ja fast schon entschuldigenden Schema «Ja, aber»: Ja, wir wissen, dass unsere Marktwirtschaft auch viel Ungerechtigkeit produziert; aber sie schafft eben auch Wohlstand.

Hat jemand Marktwirtschaft gesagt? Im Grunde liegen beide Seiten völlig daneben mit ihrer Kennzeichnung. Denn wie auch immer man Marktwirtschaft im Detail definiert, klar ist: Nur wo der Einzelne entscheidet kann, was er mit seiner Kaufkraft anstellt, kann sinnvollerweise davon die Rede sein. Nun ist es aber so, dass sich in der

westlichen Komfortzone Staats- und Abgabquoten von 50 Prozent und mehr etabliert haben – auch in der Schweiz, ich habe an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen. Dies bedeutet nichts anderes, als dass anonyme Dritte – Politiker, Lobbyisten, Bürokraten, Beamte, Berater, in einer direkten Demokratie auch: andere Bürger – über die Hälfte des Geldes jener bestimmen, die es selbst verdient haben. Unbefugte entscheiden, ob und wofür es gespart, investiert, konsumiert oder verpulvert wird. Dem Einzelnen bleibt nur die Hoffnung, dass ihm ein Teil seiner Kaufkraft auf verschlungenen staatlichen Wegen irgendwann wieder wie von Wunderhand in die eigene Tasche zurückfliesst.

Einige besonders wache Bewohner der westlichen Komfortzone haben darum begonnen, ein neues, realitätsnäheres Narrativ zu entwickeln. Von Marktwirtschaft ist dabei nicht mehr die Rede, dafür in Europa von *Semisozialismus* (Peter Sloterdijk) oder *Neokollektivismus* (Wolf Lotter), in den USA zumeist von *crony capitalism* (Luigi Zingales und David A. Stockman). Die These der Autoren ist im Kern immer dieselbe: Big Business und Big Government arbeiten Hand in Hand, sogenannte *private-public partnerships*, die Zusammenarbeit zwischen der öffentlichen Hand und privaten Unternehmen, sind das Geschäftsmodell der Stunde.

Akribisch zeigen die Autoren auf, in welchen staatsnahen Branchen der Markt nurmehr der Theorie nach spielt: Finanz-

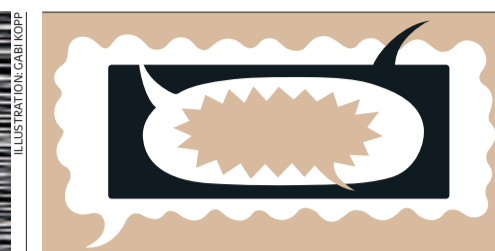


In einem solchen System zählt nicht mehr der Dienst am Kunden, sondern die Beziehung zum Gesetzgeber; nicht die Leistung, sondern das Lobbying.

industrie, Soziales, Gesundheit, Energie, Vorsorge, öffentlicher Verkehr, Bau, Landwirtschaft. Es ist der Staat, der hier die Preise macht, über billiges Geld, Subventionen, Regulierungen, gesetzliche Privilegierungen und Schutzzölle. In einem solchen System zählt nicht mehr der Dienst am Kunden, sondern die Beziehung zum Gesetzgeber; nicht die Leistung, sondern das Lobbying; nicht der Wettbewerb, sondern das Einvernehmen. Beamte oder leitende Angestellte staatsnaher Betriebe mit viel Lohnpotenzial gegen oben, aber null Risiko gegen unten – wo ist da mittlerweile der Unterschied? In einem solchen Klüngelsystem geht es – wie Zingales treffend formuliert – nicht mehr um *profit seeking*, sondern um *rent seeking*, um eine politische Rente also: um das grundlose Einkommen, die guten alten Pfründen, das Leben auf Kosten anderer.

In staatsnahen Branchen werden solche Vergünstigungen in Form hoher Boni eingerichtet, während Selbständige und Unternehmer sich täglich zu bewähren und gegenüber freiwillig zahlenden Kunden zu verantworten haben. Sie haben allen Grund der Welt, sich die Frage zu stellen: Geben in Politik und Wirtschaft längst politische Rentenbezüge und Profiteure den Ton an? Und kann es sein, dass sie es selbst nicht einmal gemerkt haben?

René Scheu ist Philosoph und Herausgeber des liberalen Magazins «Schweizer Monat».



## Showdown

Pascal Hollenstein

Was uns Sportfischer eint, ist die Freude an der Natur. Wie lieben wir es, Gottes Geschöpfe an und im Wasser zu beobachten! Was durchströmt uns für ein Glücksgefühl, wenn wir einer seltenen Pflanze gewahr werden, gebannt den Schlupf einer Eintagsfliege beobachten oder den lustig schwanzelnden Bergmolch betrachten!

Erst neulich auf einem Familienspaziergang in Zürich Wollishofen wieder – herrlich! Nicht eine oder zwei, nein, fünfzehn erhabene Kreaturen hatten sich dort auf einem Bauwerk im See versammelt. Voller Anmut reckten sie ihre Flügel in die Sonne. Deutlich zeichneten sich im Gegenlicht ihre vollen Bäuche ab. Ihr Gefieder, obwohl kohlschwarz, schien von Farben zu sprühen. Ihre Schnäbel hatten sie emporgereckt, als beteten sie den Himmel an. Natur, wie sie schöner nicht sein könnte. Und das Beste daran: Es gibt davon jedes Jahr mehr. Fliegen unsere gefiederten Freunde einst nur im Winter hierher, so bleiben sie nun auch gerne im Sommer und bedienen sich an der reichen Tafel, die der See ihnen bietet.

«Mein Sohn», sprach ich ergriffen zu meinem Erstgeborenen, «siehst du die Vögel dort? Es sind Kormorane.» Ich erklärte dem wissbegierigen Bubin geduldig, dass Kormorane sich von Fisch ernährten. Von meinen Felchen. Von meinen Hechten. Von MEINEN Egli. Dass sie immer mehr würden, ganze Schwadronen. Dass sie den See leer frässen, ratzputz. Dass sie Fische oft nur verletzen und diese dann qualvoll verendeten. Dass sie eine verfluchte Geissel der Menschheit seien. Dass, hätte ich zufälligerweise ein Maschinengewehr oder eine Panzerfaust dabei ...

«Es sind schöne Vögel», sagte mein Sohn nur. Das ist das Elend mit der heutigen Jugend: Sie hat kein Auge für die Natur. Und von der Sportfischerei keine Ahnung.

## TV-Kritik von Thomas Isler

Glamour hat nichts mit der Zahl der Vulkane am Bühnenrand zu tun

Swiss Award 2013  
SRF1, 11. Januar 2014, 20.10 Uhr

Um 22 Uhr 35 darf Stanislas Wawrinka strahlen, live zugeschaltet aus Melbourne. Jener Teil der Bevölkerung, die samstags abends Fernsehen schaut, hat ihn eben zum Schweizer des Jahres 2013 gewählt «Mit wem werden Sie denn jetzt feiern?», fragt Susanne Wille aufgekratzt. «Ähm, mit meinem Kaffee», sagt der Tennisspieler aus Melbourne, wo schon Morgen ist. So viel Nüchternheit ist allen ein bisschen peinlich. Aber Wille findet ihr Strahlen schnell wieder. Immerhin hat der Clown Dimitri zuvor den Lifetime Award gewonnen und das Publikum mit einer charmant umständlichen Dankesrede verückt.

Der Swiss Award ist eine clevere Erfindung von SRF und Ringier, die so in einer halbamtlichen Gala den bitter nötigen, in der Schweiz aber knappen Rohstoff an Prominenz und Halbprominenz kreieren und pflegen. Auch Swisslos darf mittun, weil die vielen Loskäufer einen Grundstock an Zuschauern garantieren. Moderiert wird die Show von Susanne Wille, es gibt Musik von Nicole Bernegger, Beatrice Egli oder einem Kinderchor, der den sinnigen Titel «Mitenand» in den vier Landessprachen singt. «Switzerland put your hands up in the air», kräht DJ Bobo. Kurz: Es ist ein



Dreisprachig und von charmanter Umständlichkeit: Dimitris Dankesrede für den Lifetime Award, beklatscht von Bundesrätin Doris Leuthard.

Abend voller Solidität, ohne jede Überraschung. Jeder Schritt ist geprobt. Das ist kein Problem. Das Problem ist, dass man es bei Schweizer Galas sofort merkt.

Glamour hat nichts mit der Zahl der Vulkane am Bühnenrand zu tun, sondern vor allem mit Charakter, Witz und Timing bei der Moderation. Susanne Wille führt fehlerlos und beflissen durch den Abend, versucht hie und da ein aktuelles Thema einzuflechten. Ihre Gags sind so aufregend wie der Tipp des Schweizers des Jahres 2012, Dario Cologna, an seinen Nachfolger: «Sich selber bleiben». Die Verleihung der Swiss Awards bleibt letztlich immer ein bisschen bunter Abend: Die Darbietungen sind vor allem lustig gemeint, die Auftritte etwas linkisch, die Moderation primärlehrerhaft. Das ist nicht schlecht. Das ist schweizerisch und also sehr authentisch. Das Problem ist nur, dass man so tut, als sei man an der Verleihung der Oscars.

## Grenzerfahrung

Abreissen, um zu bauen



Marina Masoni

Regelmässig wird im Tessin über den Erhalt historischer oder architektonisch wertvoller Bauten diskutiert. In jüngster Zeit kam es erneut zu hitzigen Debatten über verschiedene städtische Neubauprojekte. Zwei davon dürften auch diesseits des Gotthards bekannt sein: Am Ausgangspunkt der Dammbücke von Melide wurde die Villa Galli aus dem 19. Jahrhundert, bekannt als «La Romantica», abgerissen. Bis zuletzt versuchten Architekten und Politiker, die sich für die Wahrung der architektonischen Identität des Tessins einsetzen, die Villa zu retten. Auf ihrem Grundstück dürfte nun ein reizloser Wohnblock entstehen.

Im Quartier Lugano-Cassarate säumt eine Allee aus Rosskastanien vor dem Messengebäude Padiglione Conza einen rund 200 Meter langen, breiten Weg. Es ist der Viale Castagnola, der aus dem Stadtbild Luganos nicht wegzudenken ist. Kürzlich verkündete die Stadtexekutive, sie wolle die beiden Baumreihen abholzen und auf der einen Seite durch Ginkgos, auf der anderen durch einen Veloweg ersetzen. Es hagelte Proteste. Zunächst im Internet, dann wurden Unterschriften gesammelt. Schliesslich

hiess es, man habe nicht gemerkt, dass die Bäume als Kulturgut eingetragen und durch den Zonenplan geschützt seien. Das Projekt wurde auf Eis gelegt; der Gesundheitszustand der Bäume wird noch begutachtet.

Eine Niederlage in Melide, ein Erfolg in Lugano also für die Verfechter des Erhalts historischer Objekte gegen die Erneuerer. Mit dem Wachstum von Bevölkerung und Wirtschaft dürften sich solche Auseinandersetzungen häufen und verschärfen. Eine wachsende Gemeinschaft, die in einem objektiv begrenzten Gebiet lebt und arbeitet, braucht neue Räume. Gezwungenermassen muss sie sich diese auch innerhalb der besiedelten Räume suchen und manchmal bestehende Strukturen durch neue ersetzen. Oft reicht ein Umbau nicht aus. In der Geschichte Europas war dies schon immer so. Viele religiöse und zivile Monumente wurden anstelle vorheriger Bauten errichtet. Den Dom von Florenz gäbe es nicht, wenn im 14. Jahrhundert nicht die alte Kirche Santa Reparata abgetragen worden wäre. Ja, um zu bauen, darf und muss man zerstören. Doch sollte das Neue dazu beitragen, die architektonische und städtebauliche Identität einer Ortschaft zu gestalten, statt sie einfach auszulöschen. Prägende Elemente sollten nicht durch Banalitäten und Anonymität ersetzt werden. Natürlich sind diese Begriffe diskutierbar, aber ein paar Pflöcke zur Trennung zwischen Wertvollem und Bedeutungslosem dürfen und sollen durchaus eingeschlagen werden.

Marina Masoni ist Anwältin und ehemalige Staatsrätin des Kantons Tessin.